

Wenn wir zum Schlusse dieses Abschnittes die Dienste kennen lernen wollen, welche die abgerichteten Hunde dem Menschen leisten, so begreift ihr leicht, daß hier nicht von den ganz gewöhnlichen des Jagens, Wachens u. s. w., wie ihr sie täglich auch bei uns selbst bemerken könnt, die Rede seyn kann, sondern wir wollen vielmehr den Gebrauch kennen lernen, den man in fremden Ländern, bei fremden Völkern von der Klugheit und Gelehrigkeit des Hundes und von seiner Anhänglichkeit an den Menschen zu machen weiß. Wir wenden uns deshalb zuvörderst nach der mittägigen Gegend unseres Erdtheiles, wo sich ein langes, himmelhohes Gebirge, das euch unter dem Namen der Alpen bekannt seyn wird, erhebt und die Schweiz von Italien scheidet. Wer aus dem ersteren Lande nach dem letzteren will, muß dieses vom ewigen Schnee und Eis bedeckte Gebirge übersteigen. Eine sehr gangbare Straße führt über den hohen St. Bernhardsberg. War auch unten im Thale die Bitterung noch so günstig, lachte die Sonne auch noch so freundlich, da oben ist auf keinen Bestand zu rechnen. Plötzlich bricht der Sturm los und verweht jeden Pfad, den der menschliche Fuß bahnte, Schneelavinen wälzen sich donnernd daher, bedecken Alles ringsumher und reißen den hilflosen Wanderer in die tiefsten Abgründe hinab. Da hat zur Verminderung der häufigen Unglücksfälle nahe an der Straße, wo man nach Italien zieht, die Menschenliebe in einer Höhe von 7600 Fuß über der Meeresfläche ein Kloster erbaut, welches von zehn bis zwölf Mönchen mit ihren Dienern bewohnt wird, die es sich zur Pflicht gemacht haben, dem Wanderer die Beschwerden der Reise zu erleichtern und dem Verunglückten Hülfe zu bringen. Gastfreundlich heißen die edeln Männer jeden Fremden willkommen, erquicken ihn durch Speise und Trank, gewähren ihm Obdach und Ruhe und verlangen nichts dafür, sind mit der Belohnung ihres eigenen Herzens, ein gutes Werk vollbracht zu haben, zufrieden. Sie durchwandern aber auch die ganze Gegend, zumal nach einem Sturme und Ungewitter, suchen die Verirrten, die Ermatteten, die Erstarren, die Verschütteten auf, um sie zu leiten, zu stärken und wieder zum Leben zu bringen, oder die aufgefundenen Todten christlich zu begraben. „Über was“ — so höre ich viele meiner kleinen Leser fragen — „was hat dieß Alles mit dem Abrichten des Hundes, seiner Klugheit, Gelehrigkeit und Anhänglichkeit an den Menschen gemein?“

Ihr sollt es sogleich erfahren. Auf jenem mühsamen und gefährlichen Berufswege nämlich, den die Mönche auf dem St. Bernhardsberge zum Heile der Menschheit wandern, sind abgerichtete Hunde ihre beständigen Begleiter. Diese treuen Thiere spüren durch ihren feinen Geruch Verunglückte auf, wo sie kein Mensch gesucht und gefunden haben würde, und scharren Erstarre oft aus einem zehn und mehrere Fuß tiefen Schnee hervor. Durch Bellen, Bedeln, Hin- und Herlaufen, kündigen sie es ihrem Herrn an, wenn sie Jemanden gefunden haben, und lassen nicht eher ab, als bis man sie zu der Stelle, wo der Verunglückte liegt, begleitet. Oft streichen sie allein in der öden Gebirgswildniß umher, um Verunglückte aufzusuchen. Dann hängt man ihnen gewöhnlich eine Flasche mit einem erwärmenden und geistigen Getränke um den Hals. Kommen sie dann zu einem Ermüdeten oder Verirrten, so bleiben sie geduldig stehen, lassen sich die Flasche abnehmen, damit sich der Wanderer durch einen Trunk erquicken könne, und geleiten ihn sicher zur gastlichen Herberge ihrer Herren. Eines jener Thiere war es vorzüglich, welches sich durch seine nützliche Thätigkeit ein dankbares Andenken bei den Menschen erworben hat. Barry war sein Name. Zwanzig Jahre lang hatte er in jenem Kloster gedient und gegen fünfzig Verunglückten das Leben gerettet, als er endlich auch in der Erfüllung dieses seines schönen Berufes sein Leben verlor. Er ward nämlich mit einem armen Reisenden, den er hinab in das Thal geleiten wollte, unter einer herabstürzenden fürchterlichen Schneelavine begraben.

Bei keinem Volke nimmt man wohl die Dienste mehr in Anspruch, als bei den uns bereits bekannten Kamtschadalen. Dort werden die jungen Hunde in Gruben geworfen und man füttert sie daselbst so lange, bis sie stark genug sind, um mit den andern bereits Eingewöhnten vor den Schlitten gespannt werden zu können. Damit sie recht stark werden, legt man ihnen einen Riemen um den Hals und setzt ihnen das Futter etwas weiter weg, als der Riemen reicht. Um das Futter zu erreichen, müssen sie sich aus allen Kräften anstrengen, den Riemen auszudehnen. Sind diese Thiere nun einmal zum Ziehen abgerichtet und schon an das Reisen gewöhnt, so läßt man ihnen im Sommer ihre völlige Freiheit und sie müssen dann selbst für ihre Nahrung sorgen, welche in allerhand todten, von der See ausgeworfenen Fischen besteht. Gegen den Winter hin, wo